

EVANGELISCHE THEOLOGIE

HERAUSGEGEBEN VON

26. JAHRGANG

CHR. KAISER VERLAG MÜNCHEN

Dankesworte anlässlich der Feier zu seinem
80. Geburtstag am 9. Mai 1966

Karl Barth

Verehrte, liebe Freunde!

Darf ich vielleicht — bevor wir die letzten Musikklänge dieses Vormittags hören — nun selber ein Wörtlein der Antwort sagen? Ich bin nun seit Jahren übergegangen von der „ecclesia docens“, der „lehrenden Kirche“, zur „ecclesia audiens“, der „zuhörenden Kirche“. Und als ihr Glied habe ich mich auch heute morgen gefühlt. Was habe ich jetzt alles gehört!

Es war so, daß ich mit einer merkwürdig zwiespältigen Empfindung dem heutigen Tage entgegengesehen habe, und eben so war ich nun heute morgen dran, als da einer nach dem andern an dieses Pult trat und so große und schöne Dinge gesprochen hat. Es ist der Zwiespalt zwischen der Empfindung eines großen Erschreckens und eines großen, ich will doch gleich sagen: noch größeren Dankes, der mich bewegt hat in all den Wochen, wo mein Name immer häufiger im Blätterwald und sogar an den Plakatwänden dieser Stadt auftauchte. Ein Erschrecken — und dann doch auch ein großer Dank. Ich möchte das erste hier auch nicht unterdrückt haben: daß ich erschrocken gewesen bin und auch heute, in dieser Stunde, erschrocken bin, angesichts und als Anhörer all dessen, was hier gesagt worden ist. Sehen Sie, das was nun heute und auch in den Zeitungen in diesen Wochen passiert ist, das erinnert mich und erinnert mich noch unheimlich an das Wort, das Chruschtschew — ich hätte bald gesagt: „Chruschtschew selig“ — im Rückblick auf die Geschichtsperiode seines Vorgängers Stalin gesagt hat, nämlich das Wort „Personenkult“. Das ist etwas Schreckliches, und ich bin erschrocken einfach über die Tatsache, daß jetzt immer wieder mein Name da so auftauchte. Manchmal mit merkwürdigen Epitheta. Ich habe z. B. öfters lesen müssen, ich sei ein großer Theologe gewesen oder sei es noch; und irgendwo aus der Feder eines Freundes, der hier auch unter uns ist, den ich darum nicht nennen will, habe ich noch Schlimmeres lesen müssen. Er hat es zum Glück an einem ganz verborgenen Ort geschrieben, nämlich im Gemeindeblatt einer Evangelischen Gemeinde im vorderen Orient, das den Wenigsten von Ihnen unter die Augen kommen wird. Eben dort mußte ich zu meinem Entsetzen lesen, ich sei der größte Theologe unseres Jahrhunderts. Das war ein richtiges Erschrecken für mich; denn erstens ist das Jahrhundert ja

noch nicht zu Ende. Es stehen uns noch 34 Jahre bevor, und wer weiß, was für ein Geschöpflein heute in den Windeln liegt — vielleicht auch schon in den theologischen Windeln — das sich dann, im Rückblick auf das 20. Jahrhundert, als der größte Theologe herausstellen wird, der dann nicht ich gewesen sein werde. Aber was heißt das überhaupt: der „größte Theologe“? Wenn einmal herauskommen wird, wer der größte Theologe dieses Jahrhunderts gewesen ist, dann wird vielleicht irgend ein kleines Männlein oder Weiblein, das in aller Stille irgendwo Bibelstunden gehalten hat, im Licht stehen und wird tatsächlich der größte Theologe dieses Jahrhunderts gewesen sein. Sofern der Begriff „Größe“ und „Theologie“ sich überhaupt vereinen lassen! Ich habe in meinem letzten größeren Buch, in der „Einführung in die evangelische Theologie“ ausdrücklich gesagt: Es mag zwar — ich will mal sagen — große Anatomen geben (wie unsere Magnifizienz) oder große Musiker (wie Clara Haskil, insbesondere wenn sie die Klavierkonzerte von Mozart spielte) usw., aber große Theologen, das ist eigentlich ein hölzernes Eisen. Als Theologe kann man nie groß sein, sondern im besten Fall in seiner Weise klein. Also, das geht nicht gut.

Dann mußte ich lesen — und das ist sogar im hiesigen Kirchenboten zu lesen gewesen — ich gehöre zu den Kirchenvätern. Da habe ich erschrocken an Thomas von Aquino gedacht, der gesagt hat, es gäbe dreierlei Personenkreise, welche im Himmel einmal eine Aura tragen würden: Das seien die „Heiligen Märtyrer“, die „Heiligen Jungfrauen“ und dann eben die „Heiligen Lehrer“, die Kirchenväter. Nun sehen Sie mich genau an! Bemerken Sie an mir auch nur von ferne so etwas wie eine Aura, die mir einmal gewidmet werden wird? Ich glaub's nicht. Mir ist von Anfang meines theologischen Tuns an die Relativität meiner Aktivitäten sehr deutlich vor Augen gestanden, und ich habe merkwürdigerweise einen schriftlichen Beleg dafür. Ich habe nämlich schon im Jahre 1922, als eben der Stern des vielberühmten Römerbriefes, 2. Auflage, aufzugehen begann, in mein Handexemplar, das ich hier mitgebracht habe, eine Widmung hineingesetzt, wie man das mit einem Buch macht, das man einem anderen schenkt. Dieses Buch habe ich mir selber geschenkt, und es heißt hier: „Karl Barth, seinem lieben Karl Barth, 1922“. Hineingeschrieben habe ich da ein paar Sätze, die ich damals eben bei Luther gefunden hatte, und die will ich zur Erläuterung dessen, was ich damals bei Luther gefunden habe, was ich jetzt mein Erschrecken nenne, Ihnen vortragen. Luther hat einmal geschrieben: „Fühlst du dich aber, und lässest dich dünken, du habest es gewiß und kützelst dich mit deinen eigen Büchlin, Lehren oder Schreiben, als habest du es seher köstlich gemacht, und trefflich gepredigt, gefället dir auch seher, daß man dich fur Andern lobe, willt auch vielleicht gelobet sein, sonst würdest du trauren oder ablassen. Bist du der Haar, mein Lieber, so greif dir selber an deine Ohren, und greifest du recht, so wirst du finden ein schön Paar großer, langer, raucher

Eselsohren; so wage vollends die Kost daran, und schmücke sie mit güldnen Schellen, auf daß, wo du gehest, man dich hören könnte, mit Fingern auf dich weisen und sagen: Sehet, sehet, da gehet das feine Thier, das so köstliche Bücher schreiben und trefflich wohl predigen kann. Alsdann bist du selig und überselig im Himmelreich; ja, da dem Teufel sampt seinen Engeln, das höllische Feuer bereit ist.“

So Luther. (Für diejenigen, die es vielleicht interessiert, den Text aufzuschlagen — ich war damals noch nicht im Besitz der Weimaraner, sondern nur der Erlanger Ausgabe — Erlanger Ausgabe, Band 63, wenn ich noch recht lesen kann, Seite 406.) So mir selber gewidmet im Jahre 1922. Und es ist doch nicht anders geworden in all den Jahren, und es ist auch heute nicht anders. Sollten nun der heutige Anlaß und alle diese Wochen mit dem vielen Schönen, was da von mir gesagt worden ist, eine Versuchung für mich sein, so können Sie wenigstens ahnen, daß ich jedenfalls im Kampf bin, dieser Versuchung zu widerstehen.

Aber nun könnte ja allzu große Demut auch eine Gestalt des Hochmuts sein. Darum will ich jetzt lieber zum anderen übergehen. Also: ich danke. Ich habe viel, viel zu danken. Zunächst ganz direkt den Veranstaltern dieses Anlasses, unter denen mein Freund und Kollege Max Geiger in erster Linie steht. Er hat im letzten viertel- oder fast halben Jahr einen guten Teil seiner köstlichen Lebenskraft der Vorbereitung dieser Feier mit allem, was dazu gehört, und insbesondere der Vorbereitung des gestrigen Konzertes, das mir tief ins Herz gegangen ist, zugebracht.

Aber ich danke auch allen anderen. Ich danke Ihnen allen, daß Sie — zum Teil von weit her — hierher gekommen sind, um mir etwas Freundliches zu sagen. Sie haben es mir gesagt, und ich habe alles auch nicht nur mit Erschrecken, sondern wirklich auch mit Freude angehört. Ich danke auch für diesen ganzen Gabentisch, der sich da in allerhand Gestalten angehäuft hat, die ich mir dann erst zu Hause anschauen darf. Ich danke auch den Musikern, die diesen Tag von der ästhetischen Seite her so schön umgeben.

Dann kommt aber etwas Besonderes, was das Danken betrifft. Das betrifft einen der letzten Vorredner, und zwar den lieben Herrn Kollegen Koller. Aber nicht ihn allein, sondern sämtliche Ärzte, die mich sowohl im Bethesda-Spital wie auch im Bürgerspital im Laufe der letzten zwei Jahre, in welchen ich ein ziemlich siecher Mann war, behandelt haben. Einer dieser Ärzte hat mir gesagt, ich sei in meiner jetzigen Existenz nach dieser Krankheitsperiode nicht nur ein Erfolg, sondern ein Triumph der modernen ärztlichen Wissenschaft. Betrachten Sie mich, ob es wahr ist. Jedenfalls, subjektiv empfinde ich es so. Ich kann den Ärzten gar nicht genug danken. Dabei denke ich nicht nur an die Ärzte, sondern auch an die Pfleger und Pflegerinnen, die Diakonissen vom Bethesda und die Schwestern im Bürgerspital. Sie haben viel, viel Mühe mit mir gehabt, oft sehr unsaubere Mühe, und sie haben sie bei Tag und Nacht treulich

an mich angewendet. Ich denke mit großem Dank an sie. Ich würde meinen 80. Geburtstag nicht feiern können, wenn nicht diese Ärzte und alle ihre Helfer das an mir getan hätten, was sie in den letzten Jahren für mich getan haben.

Und nun habe ich natürlich im besonderen zu danken für diese Ehrungen, die mir heute zuteil geworden sind. Zunächst für diese erstaunliche Ehrung von Bonn, wo ich jetzt also zum Ehrensensator aufgestiegen bin. Verehrte Magnifizenz von Bonn, ich muß mich in diese Stellung erst finden. Ich habe mich gefragt, was wohl die Pflichten und die Rechte eines solchen Ehrensensors im einzelnen sein möchten — vielleicht teilen Sie es mir noch mit? — denn jedenfalls, „Senator“ klingt schon an sich hoch, und nun gar noch „Ehrensensator“, das ist etwas ganz Großes.

Dann danke ich aber auch der Magnifizenz von Basel für seine energischen Worte, die er hier ausgesprochen hat. Ich kann den beiden Magnifizenzen sagen, daß ich gewisse fatale Umstände längst verschmerzt habe, die mich in meiner Bonner Zeit und dann in Basel wieder bedrängt haben (in Basel insbesondere bei meinem Abgang). Als Pfarrer von Safenwil ist mir eine dicke Haut gewachsen, und die habe ich in Deutschland und nachher in Basel wieder gut gebrauchen können, so daß mir nicht vieles unter die Haut gegangen ist, sondern es ist so an mir vorbeigezogen. Ich trage also von meiner Seite niemandem irgend etwas nach, sondern denke mit Freuden — wirklich mit Freuden — an meine Bonner Zeit zurück, auch an die Zeit in Münster, auch an die Zeit in Göttingen. Aber in Bonn war es ganz besonders interessant, weil dort die Wogen anfangen hochzugehen; und da war es mir so richtig wohl, so daß ich zuerst fast ein bißchen bedrängt war, als ich wieder in die Basler Heimat zurückkehrte, wo mich etwas schmalere Dinge umgaben als dort. Ich habe dann aber doch auch in Basel wirklich gute, schöne Zeiten gehabt als Professor. Und so danke ich der Universität, für die ich ja wenig geleistet habe. Man wollte mich hier in Basel zweimal zum Rektor machen, und beide Male habe ich gekniffen. Es ist wohl auch für die Universität besser gewesen, daß ich es getan habe. Wie dem auch sei, ich danke Ihnen für das, was mir da erwiesen ist. Ich möchte hier auch danken dafür, daß ich überhaupt nach Basel habe kommen dürfen. Es war ja so, daß ich an einem Samstag in Deutschland abgesetzt wurde, und schon am Montag hat mich der Regierungsrat von Basel zum ordentlichen Professor ernannt, so daß ich also nur über den Sonntag arbeitslos war. Ich möchte ausdrücklich hervorheben — das wird Sie alle interessieren — daß die zwei Männer, die hier in Basel für meine Berufung eingetreten sind, beide erklärte Atheisten waren. Es waren Regierungsrat Hauser und Ständerrat Thalmann, die heute beide nicht mehr am Leben sind, die mich nach Basel gebracht haben. „Dei providentia et hominum confusione Helvetia regitur“, so ist das damals gewesen.

Nun ist heute also viel von meinem Lebenswerk und meiner Lei-

stung die Rede gewesen. Wissen Sie, von mir aus gesehen sieht alles noch einmal anders aus, als Sie alle es denken. Ich kenne mich selber besser, als Sie alle oder die meisten von Ihnen mich kennen. Es gibt da noch so Abgründe, Verhältnisse und Beziehungen in meinem Leben, die jetzt nicht zur Sprache gekommen sind: merkwürdige Neigungen und Abneigungen und so fort. Und wenn jetzt meine Leistung hier so hervorgehoben wurde für die Kirche, sogar für die Welt, wenn vom Kanton Baselland bis hin zu den Marxisten in der DDR so freundlich von meiner Existenz Kenntnis genommen worden ist, so ist das eine große Sache. Aber von mir aus gesehen — ... ich kenne meine Schwächen. Ich habe neulich in einem Brief meines Vaters aus dem Jahre 1890 gelesen (da war ich also vier Jahre alt), wo es heißt: „Karli mußte heute wieder Streiche erleiden“. Ich habe ja auch einige Streiche im Leben empfangen und werde vielleicht noch mehr empfangen müssen und werde dann sagen, die sind eigentlich verdienter als das viele Schöne, das man jetzt da von mir gesagt hat. Ich erinnere nochmals an das, was ich da in den Römerbrief von dem Esel geschrieben habe. Nun, es gibt ja in der Bibel einen richtigen Esel — es ist eigentlich eine Eselin, aber sagen wir also: einen Esel und der hat den Herrn Jesus nach Jerusalem tragen dürfen. Wenn ich etwas geleistet habe in diesem meinem Leben, so ist es die Leistung eines Verwandten jenes Esels, der damals immerhin mit einer gewichtigen Last seines Weges zog. Die Jünger haben vorher zum Besitzer gesagt: „Der Herr bedarf ihrer“. Und so scheint es Gott gefallen zu haben, daß er in unserer Zeit meiner bedurfte, so wie ich war, und trotz all des Fatalen, das mir nachzusagen ist und bleibt. Und dann bin ich gebraucht worden. Ich bin — ich habe das heute bei all den Reden so bei mir gedacht — ich bin dabei gewesen, ja: „Die Schlacht ging fort, der Feind ward geschlagen und ich saß auf dem Bagagewagen“. So bin ich dabei gewesen und das ist meine Leistung gewesen. Ich war eben dabei. Es brauchte in unserer Zeit offenbar eine etwas andere Theologie, als sie vorher da war, und nun durfte ich der Esel sein, der diese bessere Theologie wenigstens ein Stück weit tragen durfte oder zu tragen versuchte, so gut ich das konnte.

Ich möchte nun doch noch mit zwei anderen Zitaten schließen. Das eine, um nochmals die Mediziner zu loben, die in meinem Leben in den letzten zwei Jahren eine so wichtige Rolle gespielt haben. Es gibt eine Stelle in der Bibel, allerdings nicht in der eigentlichen Bibel — die anwesenden Vertreter der katholischen Kirche mögen entschuldigen — sondern in den Büchern, welche, wie Luther gesagt hat, zwar nicht der Heiligen Schrift gleich zu achten, aber doch gut und nützlich zu lesen sind, in den sogenannten Apokryphen. Da gibt es in Jesus Sirach Kapitel 38, ich will es nicht ganz vorlesen, ein paar schöne Stellen:

„Halte den Arzt wert, weil du ihn nötig hast; denn auch ihn hat Gott geschaffen. Von Gott hat der Arzt seine Weisheit. Das Wis-

sen erhöht dem Arzte das Haupt, und ruhig tritt er vor große Herren.“

Und dann geht es weiter:

„Gott bringt aus der Erde Arzneien hervor, und ein verständiger Mann verachtet sie nicht.“

Das ist offenbar eine Weissagung auf die Basler pharmazeutische Industrie, von der ich gehört habe, daß ihre Dividenden während meiner Krankheitszeit ganz erheblich heraufgegangen sind, denn ich mußte reichlichen Gebrauch von ihren Produkten machen. Aber hören Sie weiter: Also es heißt von Gott nun:

„Den Menschen schenkt er Einsicht, daß sie seiner Wunderkräfte sich rühmten. Mit ihnen (jenen Arzneien) stillen die Ärzte den Schmerz und bereiten die Apotheker ihre Salben.“ Und dann „gibt es doch Zeiten, wo Gelingen ist in des Arztes Hand. Laß ihm Raum, er soll nicht von dir weichen, denn . . . auch der Arzt läßt sein Gebet zu Gott aufsteigen.“

Das ist nur eine Auswahl aus diesem Kapitel, lesen Sie's selber nach: Jesus Sirach, Kapitel 38, von der Theologischen Fakultät der Medizinischen gewidmet.

Aber nun habe ich die Redezeit längst überschritten, ich merke es. Ich möchte schließen mit dem Vers aus dem Gesangbuch, den ich immer besonders geliebt habe, den ich mit den Studenten in Bonn, als ich von dort Abschied nehmen mußte, gesungen habe, und dann wieder 1946 gesungen habe, als ich zurückkam, und das ist in dem bekannten Lied „Nun danket alle Gott“ der zweite Vers. Nehmen Sie's jetzt nicht nur für mich, sondern für Sie alle gesagt:

„Der ewig reiche Gott
woll uns in unserem Leben
ein immer fröhlich Herz
und edlen Frieden geben.
Woll uns in seiner Gnad'
erhalten fort und fort
und uns aus aller Not
erlösen hier und dort.“

(Aus: Die Nachlese. Publikationen des deutsch-schweizerischen Radios, Nr. 11, 1966/5)